

Sarah J. Maas
Das Reich der sieben Höfe
Dornen und Rosen

Sarah J. Maas

DAS REICH
DER SIEBEN HÖFE
DORNEN UND ROSEN

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Alexandra Ernst

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Sarah J. Maas sind bei dtv außerdem lieferbar:
Das Reich der sieben Höfe – Flammen und Finsternis
Das Reich der sieben Höfe – Sterne und Schwerter
Throne of Glass 1 – Die Erwählte
Throne of Glass 2 – Kämpferin im Schatten
Throne of Glass 3 – Erbin des Feuers
Throne of Glass 4 – Königin der Finsternis
Das große *Throne of Glass*-Fanbuch
Throne of Glass – Celaenas Geschichte. Novella I–V



Deutsche Erstausgabe
4. Auflage 2018
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2015 Sarah J. Maas
Titel der englischen Originalausgabe: ›A Court of Thorns and Roses‹
2015 erschienen bei Bloomsbury Publishing Plc
This translation published by arrangement with Bloomsbury USA
Umschlaggestaltung: Carolin Liepins
© der Landkarte: Kelly de Groot
Lektorat: Britta Mümmler
Gesetzt aus der Aldus 10/13
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76163-5

Für Josh –
Du würdest für mich unter den Berg gehen.
Ich liebe dich.

Prythian

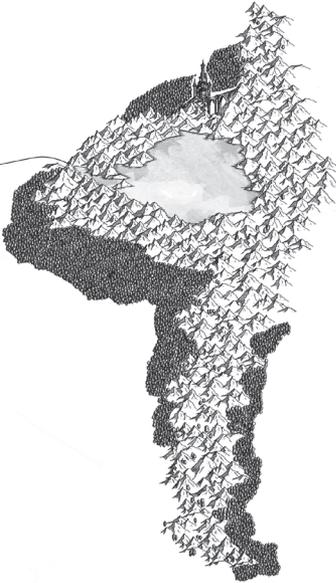
Hybern



Land der Sterblichen



Land der Fae



Die Mauer

Land der Sterblichen

1

Der Wald war ein Irrgarten aus Schnee und Eis.

Schon seit einer Stunde starrte ich auf den Rand des Dickichts, aber so wie es aussah, hockte ich völlig umsonst versteckt in der Astgabel eines Baums. Der böige Wind legte Schneeverwehungen über meine Spuren, verdeckte aber auch die Fährten möglicher Beutetiere.

Ich hatte mich heute weiter von zu Hause entfernt, als ich es sonst wagte. Das lag am Hunger. Im Winter war es hart, da zogen die Tiere sich tief in die Wälder zurück, wohin ich ihnen nicht gefahrlos folgen konnte. Mir waren nur die Nachzügler geblieben, die ich erlegte, einen nach dem anderen, in der Hoffnung, uns auf diese Weise bis zum Frühjahr durchzubringen. Eine vergebliche Hoffnung.

Mit steif gefrorenen Fingern wischte ich mir die Schneeflocken von den Augen, die sich in meinen Wimpern verfangen hatten. In dieser Gegend hier hatten die Bäume noch Rinde, ein Zeichen dafür, dass es noch Wild gab. Wenn die Stämme kahl gefressen waren, würden die Tiere nach Norden weiterziehen, durch das Gebiet der Wölfe, vielleicht bis nach Prythian, dem Land der Fae, das kein Sterblicher freiwillig betreten würde – keiner jedenfalls, der nicht den Tod suchte.

Der Gedanke jagte mir einen Schauer über den Rücken. Ich schob ihn beiseite und konzentrierte mich wieder ganz auf meine Umgebung, auf die Aufgabe, die vor mir lag. Nahrung finden, die nächste Woche überleben, den nächsten Tag, die nächste Stunde – mehr konnte ich nicht tun. Aber bei diesem Schneetreiben musste ich schon enormes Glück haben, um irgendetwas aufzuspüren, erst recht von hier oben im Baum aus. Man konnte kaum fünfzehn Fuß weit sehen. Ich unterdrückte ein Stöhnen, weil mir vor Kälte jeder Knochen wehtat, als ich Pfeil und Bogen sinken ließ und dann langsam vom Baum herunterkletterte.

Der eisverkrustete Schnee knirschte unter meinen verschlissenen Stiefeln – und ich knirschte mit den Zähnen. Schlechte Sicht, unnötiger Lärm – es sah ganz danach aus, als würde ich heute mit leeren Händen nach Hause kommen. Wieder einmal.

Mir blieben nur noch wenige Stunden Tageslicht. Wenn ich nicht bald umkehrte, musste ich den Heimweg im Dunkeln antreten, und die Warnungen der Jäger hallten mir noch in den Ohren: Riesige Wölfe schlichen durch den Wald. Es schien eine ganze Meute zu sein. Nicht zu vergessen die Gerüchte, dass in der Gegend seltsame Wesen gesehen worden waren: groß gewachsen, unheimlich. Und äußerst gefährlich.

Alles, nur keine Fae. Um diese Gnade hatten die Jäger unsere geschwächten, ohnmächtigen Götter angefleht und ich hatte heimlich mit ihnen gebetet. In den acht Jahren, die wir in dem Dorf lebten, zwei Tagesreisen von der unüberwindlichen Mauer ins Land Prythian entfernt, waren wir von Angriffen verschont geblieben. Manchmal erzählten uns fahrende Händler Geschichten von Grenzstädten, die dem Erdboden gleichgemacht und deren Bewohner bis auf den letzten ausgerottet worden waren. Diese Berichte, die man früher nur selten zu hören bekommen hatte und die von den Dorfältesten als bloße Schauernmärchen abgetan worden waren, machten in jüngster Zeit an jedem Markttag die Runde.

Ich ging ein großes Risiko ein, so tief im Wald, aber gestern hatten wir das letzte Stück Brot gegessen und am Tag zuvor das letzte Pökelfleisch. Wenn ich allerdings so darüber nachdachte, verbrachte ich doch lieber noch eine weitere Nacht mit knurrendem Magen, als den Hunger eines Wolfs zu stillen. Oder eines Fae.

Nicht, dass an mir viel dran wäre. Zu dieser Jahreszeit war ich so hager wie eine Sehne und konnte meine Rippen zählen. Während ich so geschickt und geräuschlos wie möglich zwischen den Bäumen hindurchschlich, hielt ich mir den leeren, schmerzenden Bauch. Ich wusste, mit welchem Gesicht mich meine beiden älteren Schwestern empfangen würden, wenn meine Jagd auch diesmal glücklos verlief.

Schließlich kauerte ich mich in ein Dickicht aus schneebeladenen

Brombeerranken. Durch die Dornenzweige hatte ich einen recht guten Blick auf eine Lichtung und den kleinen Bach, der sie durchquerte. Ein paar Löcher im Eis ließen vermuten, dass er noch immer als Wasserstelle diente. Hoffentlich hatte ich hier mehr Erfolg. Hoffentlich.

Seufzend stieß ich meinen Bogen aufrecht in den Schnee und lehnte die Stirn an das raue gewölbte Holz. Wir würden keine Woche mehr ohne Essen überleben. Und es gab schon zu viele Familien, die um Almosen bettelten, als dass ich auf die Gnade der wohlhabenderen Dorfbewohner hoffen konnte. Ich hatte am eigenen Leib erfahren, wie weit es mit ihrer Mildtätigkeit her war.

Ich machte es mir ein wenig bequemer und begann, langsamer zu atmen. Angestrengt lauschte ich über das Heulen des Windes hinweg auf die Geräusche des Waldes. Es schneite und schneite. Die Flocken tanzten und wirbelten wie funkelnde Gischt und das Weiß überzog die bräunlich graue Welt mit einer frischen sauberen Decke. Und trotz meines Hungers, trotz meiner tauben Glieder beruhigten sich meine aufgewühlten und trüben Gedanken beim Anblick des schneebedeckten Waldes.

Früher hatte ich ganz selbstverständlich bewundert, wie schön sich das frische grüne Gras von der dunklen gepflügten Erde abhob oder wie anmutig eine Amethystbrosche im Faltenwurf smaragdgrüner Seide ruhte. Früher waren meine Gedanken und Träume von Licht und Farben und Formen erfüllt gewesen. Und manchmal stellte ich mir sogar vor, wie es sein würde, wenn meine Schwestern verheiratet waren und es nur noch Vater und mich gab, wenn genug Essen da war, um satt zu werden, genug Geld, um Farben zu kaufen, und genug Zeit, um eine Leinwand, Papier oder die Wände der Hütte mit diesen Farben und Formen zu schmücken.

Aber das war ein Traum, der sich nicht so schnell erfüllen würde, wenn überhaupt. Mir blieben nur Augenblicke wie dieser, wenn ich das Glitzern des blassen Winterlichts auf dem Schnee bestaunte. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich mir das letzte Mal die Zeit genommen hatte, etwas Schönes oder Interessantes zu genießen.

Verstohlene Stunden mit Isaac Hale in einer verfallenen Scheune zählten nicht. Diese Stunden waren von Hunger getrieben, von Leere, waren manchmal grausam, aber niemals schön.

Der heulende Wind schwächte sich zu einem leichten Säuseln ab. Der Schnee fiel jetzt träge, in dicken, großen Batzen, die sich in den tiefen Fluren und hohen Baumwipfeln gleichermaßen niederließen. Betörend, diese eisige, sanfte Schönheit des Schnees. Der Gedanke, ins Dorf zurückzukehren, zu den Straßen aus hart gefrorenem Schlamm, in die überhitzte Enge unserer Hütte, war mir zuwider.

Jenseits der Lichtung raschelte es im Gebüsch. Instinktiv legte ich den Pfeil an die Sehne. Ich spähte durch die Dornen und hielt den Atem an.

Weniger als dreißig Schritte entfernt stand eine kleine Hirschkuh, noch nicht völlig abgemagert, aber hungrig genug, um auf einer Lichtung Rinde von den Bäumen zu knabbern.

Eine Hirschkuh wie diese konnte meine Familie eine Woche oder noch länger ernähren.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen. So leise, wie der Wind durch junges Laub fährt, nahm ich meine Beute ins Visier.

Sie war ganz arglos und ahnte nichts von dem Tod, der auf sie lauerte. Unbekümmert riss sie weiter Rindenstreifen ab und kaute langsam.

Die Hälfte des Fleisches konnte ich trocknen, den Rest konnten wir sofort essen – gesotten, gebraten ... Die Haut würde ich verkaufen oder vielleicht Kleidung daraus machen. Ich brauchte neue Stiefel, Elain allerdings auch einen neuen Mantel, und Nesta fehlte sowieso immer genau das, was die anderen hatten.

Meine Finger zitterten. So viel Nahrung, so ein Segen. Ich holte tief Luft und visierte noch einmal mein Ziel an.

Da sah ich es.

Aus dem Gebüsch mir gegenüber starrten zwei goldgelbe Augen auf die Lichtung.

Der Wald wurde still. Der Wind erstarb. Sogar der Schnee versiegte.

Wir Sterblichen hatten uns von unseren Göttern abgewendet, aber wenn ich mich noch an ihre Namen erinnern könnte, hätte ich zu ihnen gebetet. Zu allen gleichzeitig. Denn dort im Gebüsch lauerte ein Wolf. Er hatte es auf die arglose Hirschkuh abgesehen.

Er war riesig, etwa so groß wie ein Pony. Mein Mund wurde staubtrocken. Es war einer jener gewaltigen Wölfe, von denen die Jäger erzählt hatten.

Einen solchen Wolf hatte ich noch nie gesehen. Trotz seiner Größe verhielt er sich geräuschlos. Die Hirschkuh ahnte nichts. Wenn er aus Prythian kam, wenn er irgendeine Art Fae war, dann drohten mir noch ganz andere Gefahren als die, gefressen zu werden. Wenn er ein Fae war, dann sollte ich mich umdrehen und weglaufen, so schnell ich konnte.

Aber vielleicht ... vielleicht würde ich der Welt einen Gefallen tun – meinem Dorf, mir selbst –, wenn ich ihn tötete, solange ich noch Gelegenheit dazu hatte, solange ich noch unbemerkt war. Ihm einen Pfeil ins Auge zu schießen wäre eine Kleinigkeit.

Andererseits ... trotz seiner Größe sah er aus wie ein Wolf, bewegte sich wie ein Wolf. *Ein Tier*, versicherte ich mir. *Nur ein Tier*.

Ich hatte ein Jagdmesser und drei Pfeile dabei. Zwei davon waren ganz gewöhnliche Pfeile, einfach und wirkungsvoll – und vollkommen nutzlos bei einem Wolf dieser Größe. Aber den dritten Pfeil, den längsten und schwersten, hatte ich einem fahrenden Händler abgekauft, in einem Sommer, in dem wir genug Kupfermünzen hatten, um uns ein wenig Luxus leisten zu können. Der Pfeil war aus dem Holz der Eberesche, mit einer Spitze aus Eisen.

Jeder wusste, dass die Fae Eisen hassten. Aber es war das Eschenholz, das die sie unsterblich machenden Selbstheilungskräfte lange genug außer Kraft setzte, damit ein Mensch ihnen den Todesstoß versetzen konnte. So jedenfalls hieß es in den Legenden. Der einzige Anhaltspunkt für die Wirksamkeit des Eschenholzes war seine Seltenheit. Ich hatte Zeichnungen dieses Baums gesehen, aber noch nie einen mit eigenen Augen. Die High Fae hatten sie vor langer Zeit verbrannt. Nur vereinzelte Bäume waren noch übrig geblieben, alle-

samt klein und schwächlich, vor dem Zugriff der meisten Menschen verborgen hinter den hohen Mauern, welche die Gärten der Edelleute umgaben. Noch wochenlang nachdem ich den Pfeil gekauft hatte, fragte ich mich, ob dieses Stück Holz seinen hohen Preis wert war. Drei Jahre lang hatte der Pfeil nun unbenutzt in meinem Köcher gesteckt.

Jetzt zog ich ihn mit einer flinken, wohlüberlegten Bewegung heraus. Ich musste unter allen Umständen verhindern, dass der Wolf mich bemerkte. Der Pfeil war lang und so schwer, dass er auch einem so mächtigen Tier Schaden zufügen, ja es vielleicht sogar töten konnte, wenn ich gut zielte.

Wenn ich den Wolf niederstreckte, würde die Hirschkuh fliehen. Wenn ich die Hirschkuh tötete, würde sich der Wolf entweder auf mich oder auf den Kadaver stürzen und so das kostbare Fleisch und die Haut unbrauchbar machen.

Meine Brust wurde so eng, dass es schmerzte. Und in diesem Augenblick schrumpfte mein Leben zu einer einzigen Frage zusammen: War der Wolf allein?

Ich packte meinen Bogen fester und spannte die Sehne. Ich war eine recht gute Schützin, aber einem Wolf hatte ich noch nie gegenübergestanden. Zum Glück, wie ich bisher immer gedacht hatte. Doch jetzt ... jetzt hatte ich keine Ahnung, wohin ich schießen musste oder wie schnell ein Wolf reagierte. Ich konnte es mir nicht leisten, ihn zu verfehlen. Ich hatte nur diesen einen Eschenpfeil.

Und wenn tatsächlich das Herz eines Fae unter diesem Pelz schlug, umso besser. Nach allem, was sie uns angetan hatten. Ich würde nicht zulassen, dass dieser Dämon heute Nacht unser Dorf heimsuchte, um zu töten, zu verstümmeln, zu zerstören. Sollte er doch sterben, hier und jetzt. Mit Freuden würde ich ihm sein Ende bereiten.

Der Wolf schlich näher, und ein Zweig brach knackend unter seinen Pfoten, von denen jede einzelne größer war als meine Hand. Die Hirschkuh erstarrte. Sie blickte sich um und spitzte die Ohren. Aber der Wolf hatte den Wind vor der Nase und sie konnte ihn weder sehen noch hören.

Er senkte den Kopf und sein riesiger silbergrauer Leib, der so wunderbar mit dem Schnee und den Schatten verschmolz, kauerte sich nieder. Die Hirschkuh starrte immer noch in die falsche Richtung.

Meine Blicke wanderten zwischen der Hirschkuh und dem Wolf hin und her. Er war allein, so viel war sicher. Ein tröstlicher Gedanke. Aber falls der Wolf die Hirschkuh vertrieb, hatte ich einen riesengroßen, hungrigen Wolf am Hals – möglicherweise ein Fae –, der sich der nächstbesten Nahrungsquelle zuwenden würde. Und falls er sie tötete ...

Wenn ich versagte, war nicht nur mein Leben verloren. Aber in den letzten acht Jahren, in denen ich im Wald auf die Jagd gehen musste, hatte mein Leben ausschließlich aus Risiken und Gefahren bestanden und meistens hatte ich meine Lage richtig eingeschätzt. Meistens.

Wie ein Blitz aus Grau, Weiß und Schwarz, so schoss der Wolf aus dem Gebüsch. Seine gelben Reißzähne glänzten. Er war sogar noch größer, als ich gedacht hatte, ein Wunderwerk aus Muskelmasse, Schnelligkeit und Kraft. Die Hirschkuh hatte keine Chance.

Ich feuerte den Eschenpfeil ab, ehe er sie zerfleischen konnte.

Der Pfeil bohrte sich in seine Seite, und ich hätte schwören können, dass der Boden unter seinen Pfoten erbebt. Er heulte auf vor Schmerz und ließ vom Hals der Hirschkuh ab, während sein Blut in den Schnee spritzte. Rubinrot auf Weiß.

Er wirbelte zu mir herum, die goldgelben Augen weit aufgerissen, die Nackenhaare gestäubt. Sein dumpfes Grollen hallte in meiner leeren Magengrube wider, als ich aus meiner Deckung hervorsprang. Schnee stob rings um mich auf und ich legte einen zweiten Pfeil an die Sehne.

Aber der Wolf ... schaute mich nur an. Sein Leib war blutbesudelt, mein Pfeil stach grotesk aus seiner Seite hervor. Es fing wieder an zu schneien. Er schaute ... mit einem Ausdruck von Erkenntnis und Überraschung, der mich den zweiten Pfeil abfeuern ließ. Nur für den Fall, dass seine Klugheit die eines unsterblichen Wesens war.

Er versuchte nicht einmal, dem Pfeil auszuweichen, der sich geradewegs in sein Auge bohrte.

Farbe und Finsternis wirbelten vor meinen Augen, mischten sich mit dem Schnee.

Der Wolf brach zusammen.

Seine Beine zuckten und ein dumpfes Heulen schnitt durch den Wind. Unmöglich. Er sollte tot sein, nicht im Sterben liegen. Der Pfeil war so tief in sein Auge eingedrungen, dass nur noch die Gänsefedern am hinteren Schaft herausragten.

Ob Wolf oder Fae, spielte jetzt keine Rolle mehr: In seinem Leib steckte der Pfeil aus Eschenholz. Trotzdem zitterten mir die Hände, als ich mir den Schnee abklopfte und vorsichtig näher ging. Ich hielt Abstand. Für alle Fälle. Blut pulsierte aus den Wunden, die ich ihm beigebracht hatte, und färbte den Schnee scharlachrot.

Seine Pfoten schlugen kraftlos im Schnee, seine Atmung ließ bereits nach. Hatte er große Schmerzen oder war dieses Wimmern nur der Versuch, den Tod abzuwehren? Ich war mir nicht sicher, ob ich es wissen wollte.

Die Schneeflocken umtanzten uns. Ich starrte ihn an, bis dieser Leib aus aschegrauem, onyxschwarzem und elfenbeinfarbenem Fell sich nicht länger hob und senkte. Ein Wolf – letztlich doch nur ein Wolf, nicht mehr und nicht weniger, trotz seiner Größe.

Die Enge in meiner Brust löste sich, und ich stieß einen so tiefen Seufzer aus, dass sich vor meinem Mund in der Kälte eine Atemwolke bildete. Der Eschenpfeil hatte sich als tödlich erwiesen. Wen oder was er erlegt hatte, war im Grunde genommen egal.

Eine rasche Begutachtung der Hirschkuh ließ mich zu dem Schluss kommen, dass ich nur eins der beiden Tiere tragen konnte, und selbst das nur mit Mühe. Aber es war eine Schande, den Wolf liegen zu lassen.

Ich verschwendete kostbare Minuten – Minuten, in denen alle möglichen Raubtiere das frische Blut wittern konnten –, um den Wolf zu häuten und meine Pfeile zu säubern, so gut ich konnte.

Immerhin wurden meine Hände dabei wieder warm. Ich wickelte

die Hirschkuh in das Wolfsfell und wuchtete mir den Kadaver auf die Schultern. Ich war etliche Meilen von unserer Hütte entfernt, und so würde die Hirschkuh nicht ausbluten – denn eine Blutspur, die jedes mit Klauen und Zähnen bewaffnete Tier auf meine Fährte setzte, brauchte ich nun wirklich nicht.

Unter dem Gewicht der Hirschkuh ächzend, packte ich das Tier an den Beinen und warf einen letzten Blick auf den dampfenden, abgehäuteten Kadaver des Wolfs. Sein unversehrtes goldgelbes Auge starrte in den schneesweren Himmel, und einen Augenblick lang wünschte ich mir, ich könnte Mitleid mit dieser toten Kreatur haben.

Aber das hier war die Wildnis. Und es war Winter.

2

Die Sonne war schon untergegangen, als ich mit zitternden Knien aus dem Wald stapfte. Meine Hände, mit denen ich die Beine der Hirschkuh umklammerte, waren längst schon wieder taub und steif gefroren. Nicht einmal die Last des Kadavers konnte die aufkommende Kälte abwehren. Dunkle Blautöne in allen Schattierungen legten sich über die Welt, durchbrochen nur von den butterfarbenen Lichtstrahlen, die zwischen den geschlossenen Läden unserer verfallenen Hütte hindurchsickerten. Es war, als würde ich durch ein zum Leben erwachtes Gemälde marschieren, durch einen Moment der Stille, verzaubert dadurch, wie atemberaubend schnell sich all die Blautöne in tiefe Dunkelheit verwandelten.

Während ich mich, nur noch angetrieben von dem alles überwältigenden Hunger, Schritt für Schritt voranschleppte, flatterten mir die Stimmen meiner Schwestern entgegen. Ich musste die Worte nicht verstehen. Ich wusste auch so, dass sie über irgendeinen jungen Mann redeten oder über die Bänder, die sie auf dem Markt gesehen hatten, während sie doch eigentlich hätten Holz hacken müssen. Trotzdem konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen.

Am Türrahmen trat ich mir den Schnee von den Stiefeln. Eis löste sich von den grauen Steinen, aus denen die Hütte gebaut war, und legte die Einkerbungen rings um die Schwelle frei. Mein Vater hatte einst einen vorbeiziehenden Scharlatan überredet, diesen Schutzzauber gegen die Fae anzubringen, im Tausch gegen eine seiner Holzschnitarbeiten. Es gab so wenig, was unser Vater für uns tun konnte, dass ich es nicht über mich brachte, ihm zu sagen, dass diese Markierungen uns nicht schützen würden. Sie waren vermutlich sogar eine Fälschung. Menschen besaßen weder Magie noch jene überlegene Kraft und Schnelligkeit der Fae oder High Fae. Der Mann,

der von sich behauptete, von den High Fae abzustammen, hatte einfach ein paar Wirbel, Kreise und Runen um Tür und Fenster geritzt, ein paar alberne Sprüche gemurmelt und war seiner Wege gegangen.

Ich stieß die Tür auf. Der eiskalte Türgriff stach mir in die Hand wie eine Wespe. Hitze und Licht schlugen mir entgegen.

»Feyre!«, rief Elain aus. Ich blinzelte in der Helligkeit des Feuers und sah meine zweitälteste Schwester vor mir. Sie war in eine Decke gehüllt, aber ihr Haar – von demselben Goldbraun wie meins und das meiner ältesten Schwester – lag in vollkommenen Locken um ihren Kopf. Acht Jahre Armut hatten Elains Bedürfnis nach Schönheit und Liebreiz nicht auslöschen können. »Wo hast du das her?« Der gierige Unterton verlieh ihrer Stimme etwas Scharfes. Kein Wort über das Blut an meinen Kleidern. Gelegentlich fragte ich mich, ob meine Familie es überhaupt bemerken würde, wenn ich eines Tages nicht mehr aus dem Wald zurückkehrte. Vermutlich erst dann, wenn der Hunger wieder an ihnen zu nagen begann. Aber schließlich war *ich* es, der meine Mutter auf dem Totenlager ein Versprechen abgenommen hatte, und nicht sie.

Ich zwang mich zur Ruhe und ließ die Hirschkuh von meinen Schultern gleiten. Mit einem dumpfen Schlag polterte sie auf den Holztisch und brachte das Geschirr am anderen Ende zum Klappern.

»Was meinst du wohl, wo ich das herhabe?« Meine Stimme war rau. Ich schälte das Wolfsfell von der Hirschkuh, und nachdem ich meine Stiefel ausgezogen und neben der Tür abgestellt hatte, drehte ich mich zu Elain um.

Ihre braunen Augen – die Augen meines Vaters – klebten an der Hirschkuh. »Brauchst du lange, um sie auszuweiden?« Du, nicht wir. Ich, nicht die anderen. Ich hatte noch nie erlebt, dass sie sich die Hände mit Blut und Eingeweiden schmutzig gemacht hätten. Mein Geschick, das uns am Leben hielt, hatte ich von anderen gelernt.

Mein Vater und Nesta saßen am Kamin und wärmten sich die Hände. Nesta ignorierte ihn, wie immer. Elain starrte weiter den Kadaver an und legte sich die Hand auf den Bauch, der vermutlich von dem gleichen nagenden Hungergefühl heimgesucht wurde wie

mein eigener. Es war nicht so, dass Elain grausam war. Nicht so wie Nesta, die schon mit einem spöttischen Ausdruck im Gesicht geboren worden war. Elain gelang es nur manchmal nicht, die wahre Natur der Dinge zu erfassen. Es war keine Kältherzigkeit, die sie davon abhielt, mir ihre Hilfe anzubieten. Es kam ihr nur einfach nicht in den Sinn, dass sie tatsächlich in der Lage war, sich mit ihrer Hände Arbeit nützlich zu machen. Ich hatte nie herausfinden können, ob sie nicht begriff, dass wir arm waren, oder ob sie sich nur weigerte, dieser Wahrheit ins Gesicht zu blicken. Trotzdem kaufte ich ihr Samen für ihren Blumengarten, wann immer ich es mir leisten konnte.

Und im Gegenzug hatte sie mir in demselben Sommer, in dem ich genug Geld für den Eschenpfeil gehabt hatte, drei kleine Dosen mit Farbe gekauft – Gelb, Rot und Blau. Es war das einzige Geschenk, das sie mir je gemacht hatte, und überall in unserer Hütte waren die Spuren ihrer Gabe zu sehen, auch wenn die Farbe mittlerweile verblasst oder abgeblättert war: zarte Ranken und Blumen an den Fenstern, Türen und Möbelrändern, winzige Flammenzungen rings um den Kamin. Jede freie Minute jenes Sommers voller Überfluss hatte ich damit zugebracht, unsere Hütte in Farbe zu tauchen. Manchmal hatte ich die Malereien in Schubladen versteckt, hinter fadenscheinigen Vorhängen, unter Tischen und Stühlen.

So einen sorglosen Sommer hatten wir seitdem nicht mehr erlebt.

»Feyre.« Die tiefe Stimme meines Vaters dröhnte mir vom Kamin entgegen. Sein dunkler Bart war ordentlich gestutzt, das Gesicht sauber und gepflegt, wie das meiner Schwestern. »Das Glück war dir heute aber hold, dass du uns so einen Festbraten mitbringst.«

Nesta, die neben ihm saß, ließ ein Schnauben vernehmen. Typisch. Jede Form von Anerkennung für mich, Elain oder die anderen Dorfbewohner hatte ihre Missbilligung zur Folge. Und jedes Wort unseres Vaters wurde von ihr der Lächerlichkeit preisgegeben.

Ich richtete mich auf, obwohl ich kaum mehr stehen konnte, stützte mich mit einer Hand auf dem Tisch ab und warf Nesta einen Blick zu. Von uns allen hatte Nesta der Verlust unseres Vermögens am härtesten getroffen. Seit dem Moment, als wir das Gutshaus